



Foto: dpa

40 JAHRE NORDRHEIN-WESTFALEN

Rede auf dem gemeinsamen Staatsakt am 2. Oktober 1986 im Opernhaus Düsseldorf
anlässlich der 40. Wiederkehr der Gründung des Landes

I.

„Mehrere runde, heilig symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel so wie in anderen altertümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Tun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beschauen, Erwarten, vorzüglich aber der Absonderung gewidmet zu sein.“ Diese Bemerkung Goethes in den „Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des West-Östlichen Divans“ führt in die Welt der mystisch-religiösen Zahlenbedeutung, führt in Zeiten, in denen Maß, Zahl und Gewicht als Ordnungselement in den Dingen begriffen wurden, Schlüssel zum Verständnis von Schöpfung und Geschichte. Jüngst wies noch Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede am 8. Mai 1985 darauf hin, als er von der besonderen symbolischen Bedeutung der Zahl Vierzig im Alten Testament sprach, „das für jeden Menschen unabhängig von seinem Glauben tiefe Einsichten aufbewahrt“ und in dem die Zahl Vierzig, seien es vierzig Tage oder vierzig Jahre, „eine häufig wiederkehrende, eine wesentliche Rolle“ spielt.

Vierzig – Zahl des Lebens und der Lebensreife. Vierzig Wochen währt die Schwangerschaft, nach vierzig Tagen, so meint Aristoteles, bewegt sich das männliche Kind im Leibe der Mutter, und den Schülern des Hippokrates war die Zahl Vierzig als Zahl der Krise wichtig. Vierzig – Zahl der Flucht und der Plagen, aber auch der Erwartung und Vorbereitung: Vierzig Tage verschwinden die Plejaden hinter der Sonne, vierzig Tage ergossen sich die Wasser von oben und von unten während der Sintflut, vierzig Jahre ward Israel zu wandern auferlegt, bis es das Gelobte Land erreichte, und vierzig Tage verbrachten Moses, Elias und unser Herr in der Wüste. Seit Kindertagen kennen wir die Erzählung von Ali Baba und den vierzig Räubern, die aus dem islamischen Bereich stammt, in dem Gelehrte oft Sammlungen von vierzig Sprüchen des Propheten zusammenstellten.

Vierzig – Zahl der Generation, Zahl der „langen Zeit“, nach der man auf die Jugend zurückblickt. „Mit vierzig Jahren ist der Berg erstiegen, wir stehen still und schau'n zurück“, heißt es bei Friedrich Rückert, und wehmutsvoll klingt es bei Westfalens Annette: „Ich war noch jung; o Zeit, entflohne Zeit! Wohl vierzig Jahre hin, mir ist's wie heut.“ Freilich geht von den Schwaben die Rede, sie würden mit vierzig erst gescheit, weshalb vierzig Jahre auch „Schwabenalter“ genannt werden, doch Vorsicht, da sind der Schiller und der Hegel, der Uhland und der Hauff, und nicht nur die. Just dieses Schwabenalter hat in unserer Verfassung, dem Bonner Grundgesetz, Heimstatt gefunden, das in Art. 54 ausdrücklich vorschreibt, daß zum Bundespräsidenten nur ein Deutscher gewählt werden kann, der „das vierzigste Lebensjahr vollendet hat“.

So groß auch immer die symbolische Bedeutung der Vierzig sein mag, die derjenigen der ersten vier Zahlen und der Sieben nur wenig nachsteht, zu den klassischen Jubiläumswahlen wie 25, 50, 75 oder gar 100 gehört sie nicht, und wenn in unseren Tagen die Übung begründet wurde, die Zeitspanne von vierzig Jahren zum Anlaß besonderer Rückblicke und Feiern zu

nehmen, so dürften bewußte Anleihen im Reich der Zahlensymbolik kaum eine Rolle gespielt haben, wohl eher die Überlegung, daß Zeitzeugen und Akteure der Zeit vor vierzig Jahren noch leben, und fängt nur jemand an, die Zahl Vierzig wieder besonders zu gewichten und zu feiern, so wird er nicht lange alleine bleiben.

So feiert denn auch Nordrhein-Westfalen herausgehoben seinen „vierzigsten Geburtstag“, und da gilt es Rückblick und Ausschau zu halten, wie es Geburtstagen zukommt, an denen der Anfang beschworen, die zurückgelegte Wegstrecke überschaut und die vorausliegende abgemessen wird, so gut man es vermag. Vierzig Jahre sind für ein Land freilich kein sonderlich langer Zeitraum, ehrwürdige Kommunen wie Bonn, Köln oder Neuss, die sich ihrer römischen Anfänge rühmen können, weisen da auf ihre Jahrhundert- und Jahrtausendfeiern hin, und der Kranz nordrhein-westfälischer Städte, die schon im Mittelalter festgefügte Gemeinwesen mit Kirchen, Rathäusern und wehrhaften Mauern waren, ist dicht geflochten. Vierzig Jahre – das heißt 1986: Geboren 1946, in einem Jahr, das noch zur Zeitgeschichte zählt, aber schon Vergangenheit ist.

II.

In dem Schreiben, mit dem der Ministerpräsident mir die Ehre der heutigen Rede antrug, heißt es, die Rede solle „die Entstehungsgeschichte des Landes, seinen Werdegang durch 40 Jahre, seine Probleme und Erfolge hervorheben“. Damit ist nun ein weites und breites Aufgabenfeld umrissen, und vorweg sei gesagt, daß allein schon die Aufzählung der wichtigsten Stationen, die eine damit angesonnene Reise in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu passieren hätte, den der Rede gesetzten Rahmen über Gebühr sprengen müßte. „Nordrhein-Westfalens Weg durch 40 Jahre, Probleme und Erfolge“, was alles müßte da nicht rederahmensprengend genannt werden: Ein weitgehend zerstörtes Land, Trümmer, Ruinen, Aufbau und Wiederaufbau, Versorgung der Bevölkerung, Zuteilung der Lebensmittel, Beseitigung der Wohnungsnot, Unterbringung und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, Rückführung der Evakuierten, Aufbau der Verwaltung, innere und äußere Reform des Schulwesens, Wiederaufbau zerstörter und Gründung neuer Universitäten, Struktur- und Gebietsreform, Ansiedlung neuer Industriezweige, aber auch Kohlekrise und Zechensterben, Strukturkrise in der Textilindustrie, in der Landwirtschaft und in der Eisen- und Stahlindustrie an Rhein und Ruhr, nachlassende Finanzkraft des Landes mit hoher Verschuldung, die Zukunft unserer Umwelt und Energieversorgung – doch ich breche hier ab, breche willkürlich ab, kann heute nur beispielhaft auf Felder verweisen, sie nicht beschreiben. Doch das sei noch gesagt: Das wechselnde politische Kräftespiel in der Geschichte des Landes bringt es mit sich, daß Erfolge und Niederlagen, Fortschritte und Rückschläge im Soll und Haben der Parteien angemessen verteilt sind. Und statt dieses oder jenes diesem oder jenem hier zuzuweisen, will ich (wohl wissend, daß in Wahlkämpfen die Gewinn- und Verlustrechnung oft ohne Blick ins Hauptbuch erstellt wird) mich damit bescheiden, daß nicht jeder, der gesät hat, ernten konnte, und nicht jeder, der die Ernte in die Scheuern fuhr, sich der Saat berühen kann.

„Hervorheben“ soll ich, das kann also nur bedeuten, einiges in Erinnerung zu rufen, auf einiges hinzuweisen und vieles gelassen zu übergehen, zu übergehen in der Hoffnung, daß es

teils schon gesagt wurde, teils noch gesagt werden wird, wenn nicht heute und in diesem Jahr, so bei späteren Feiern; die jubelträchtige Fünfzig taucht schon am Horizont auf.

Nicht wenige von Ihnen werden sich noch an das Jahr 1946 erinnern können, oft an Einzelheiten, Unterricht und Vorlesungen in kalten Räumen, Arbeit in demontagebedrohten Fabriken, an ihre Lebensmittelrationen, an den guten Anzug, der oft der einzige war, an wiederauflebendes Vereinsleben, englische und amerikanische Filme, Schwarzmarkt und Hamsterfahrten aufs Land, die ersten Care-Pakete. Aber erinnern Sie sich auch noch an die Gründung des Landes Nordrhein-Westfalen, an den 23. August 1946 oder den 2. Oktober 1946, wenn Sie nicht gerade zu den mehr oder weniger Beteiligten gehörten? Zweifel sind angebracht, zu sehr überlagerten in jenen Tagen Fragen des eigenen Lebens und Überlebens Ereignisse wie die Gründung eines Landes, wiewohl die Zeitungen davon durchaus berichteten, wenn auch nicht gerade „seitenbeherrschend“. „Seitenbeherrschend“ war am 2. und 3. Oktober ein anderes Ereignis: die Verkündung der Urteile des ersten Nürnberger Prozesses. Aber da ist durchaus ein innerer Zusammenhang, ein Bezug zum Anfang.

Ein Anfang wars, ein Neubeginn, nicht „die Stunde Null“, denn jeder Anfang hat seinen Ursprung, seine Vorgeschichte und also seine Geschichte. Nichts darf verdrängt und ausgeblendet oder gar vergessen werden, geht es um den „Abschnitt Geschichte“, aus dem wir 1945 kamen, der nicht irgendein Abschnitt war. Wir kamen aus dem Abgrund, der Welt des Hasses und der Vernichtung, wir hatten die unheimliche Möglichkeit des Menschen zum Bösen erfahren. 1933, da brach nicht der Tag an, da brach die Nacht herein, die Fackeln des 30. Januar 1933 waren Brandfackeln, Feuer, das die Welt in Brand setzen sollte. Feuer der Vernichtung, Feuer für Auschwitz und Maidanek, Treblinka und Sobibor. In unserem Namen, in deutschem Namen wurden Anschlag und Absage an die Menschenwürde und an die Einheit des Menschengeschlechts vollzogen, vollzogen im bis dahin nicht vorstellbaren und erfahrenen Ausmaß. „Aus der Geschichte lernen“ – das heißt zuerst und vor allem: sich der Möglichkeiten des Menschen auch künftig bewußt zu bleiben, der Möglichkeiten zum Bösen wie zum Guten.

III.

Die Entscheidung zur Gründung Nordrhein-Westfalens, in jüngster Zeit von Landes- und Zeithistorikern sorgfältig nachgezeichnet, ist uns heute überschaubarer als den Zeitzeugen, die zwar am Rhein „dabei“ waren, als die Entscheidung vollzogen wurde, nicht aber an der Themse, wo sie fiel. Vor allem ihre Einbettung in das dichte Geflecht britischer Interessenlagen und ihr facettenreicher, von höchst unterschiedlichen innen- und außenpolitischen Kräften bestimmter Londoner Hintergrund erschließen sich uns nach Freigabe wichtiger britischer Akten breiter und verlässlicher, korrigieren auch manche Erinnerungen aus deutscher Feder. Rolf Steininger sei vorab genannt, der zu dem aktengestützten, bündigen Schluß gelangt: „Die Entscheidung zur Gründung des Landes ist eine britische Entscheidung. Es gibt viele Legenden über die Rolle der Deutschen. Die Deutschen haben bei dieser Entscheidung keine Rolle gespielt.“ Damit ist noch nichts endgültig darüber ausgesagt, welchen mittelbaren Einfluß die deutschen Pläne, Stellungnahmen, Ratschläge und Interventionen (Karl Zuhorn, Hermann Pünder, Fritz Fries, Robert Lehr, Rudolf Amelunxen, aber auch Konrad Adenauer

und Kurt Schumacher verdienen hier genannt zu werden) im vorbereitenden Vorfeld bei den britischen Stellen in Deutschland gespielt haben, auch wenn sie in den Londoner Akten nicht mehr begegnen.

Mit dem Zusammenschluß der Gebiete Nordrhein und Westfalen zu einem Land löste London vornehmlich auch die Frage nach dem Schicksal des Ruhrgebietes, überspielte so gleichermaßen französische und sowjetische Vorstellungen und beließ diese deutsche Schicksalsregion in einem deutschen Land, das, so am 2. Oktober der Oberbefehlshaber der britischen Zone, Sir Sholto Douglas, in Düsseldorf, „einer der wesentlichsten Bestandteile des zukünftigen deutschen Staats sein sollte“.

London entschied sich für eine von mehreren Möglichkeiten. Schwer zu sagen, wie die Entscheidung ausgefallen wäre, hätte sie schon im Herbst 1945 oder in den ersten Monaten des Jahres 1946 definitiv auf der britischen Tagesordnung gestanden. Berücksichtigt man die französischen und sowjetischen Ziele, aber auch englische Projektionen aus den ersten Monaten des Jahres 1946, dann wird deutlich, daß die Entscheidung, die am 21. Juni im britischen Kabinett fiel, durchaus im deutschen Interesse lag, auch wenn dieses nicht zu den Beweggründen und Zielen der damaligen britischen Politik zählen konnte. Die Entwicklung sollte, wie Franz Petri anmerkt, bestätigen, daß (sicherlich von England unbeabsichtigt) Nordrhein-Westfalen als politische Neuschöpfung in einem ganz bestimmten Moment, ohne einen langen Vorlauf, der eindeutig auf dieses Ziel gerichtet gewesen wäre, durchaus „im Einklang mit dem Kräftespiel“ lag, „das zwischen Rheinland und Westfalen seit früherer Zeit immer wieder zu Überlagerungen der beiderseitigen Grenzen geführt hat“, und daß die Entstehung Nordrhein-Westfalens nicht „gegen den allgemeinen Trend der Geschichte im deutschen Nordwesten verstieß“.

Die Entscheidung fiel, wie Steininger im einzelnen nachzeichnet, gegen den britischen Deutschlandminister John B. Hynd, der die Gründung von zwei Ländern, Nordrhein und Westfalen, favorisierte, sie fiel, rückschauend betrachtet, im Sinne Nordrhein-Westfalens „gerade noch früh genug“, denn zwei Telegramme, die die auf Kurt Schumacher und Rudolf Amelunxen gestützte Warnung von der Fusion übermittelten, trafen in London ein, als die entscheidende Kabinettsitzung soeben zu Ende gegangen war.

Nicht gerade überstürzt, doch alles in allem zügig ging die nun einsetzende Entwicklung voran. Am 17. Juli ließ Sir Sholto Douglas den Zusammenschluß der Provinzen zum Lande Nordrhein-Westfalen bekanntgeben, wohlgermerkt, er „ließ bekanntgeben“, um die Sache nicht zu sehr zu gewichten, am 24. Juli wurde der damals noch parteilose Oberpräsident der Provinz Westfalen, Rudolf Amelunxen, zum Ministerpräsidenten ernannt, am 23. August erfolgte die „offizielle Gründung“ des Landes durch die Verordnung Nr. 46 der britischen Militärregierung über die Auflösung der preußischen Provinzen und die Neubildung der Länder in der britischen Zone, am 29. August war das Kabinett gebildet, und am 2. Oktober trat der erste Landtag, ernannt, nicht gewählt, zu seiner ersten Sitzung zusammen.

Das Bild, das sich denen bot, die damals im Parkett saßen, gab sinnfällig die realen Machtverhältnisse wieder. Beherrschend an der Stirnseite der Union Jack, flankiert von den geradezu klein wirkenden Provinzfahnen des Rheinlandes und Westfalen. Noch fehlte Lippes rote Rose; Lippe, übrigens der einzige Landesteil mit eigener und eigenständiger Staatstradition, wurde erst am 21. Januar 1947 Teil des Landes Nordrhein-Westfalen. Der Bedeutung des Anlasses waren sich alle bewußt, und ich denke, in der Zeit, in der Not und Elend groß

waren, der Alltag besonders grau, da wird die Stunde, die nicht ohne Festlichkeit war, die Gefühle tief bewegt haben. Ein Pressebericht aus Düsseldorf vom 3. Oktober 1946 über die Eröffnungssitzung des Landtages läßt das spüren, wenn er mit den Worten beginnt: „Aus der Sphäre des Alltags herausgehoben durch Beethovens Coriolan-Ouvertüre und die erste c-moll-Symphonie von Johannes Brahms.“

Da drängen sich die Bilder auf, vornehmlich die der Personen, deren Namen für Anfang und Weg stehen, weit über Nordrhein-Westfalen hinaus, die über den Abgrund des Nationalsozialismus hinweg die deutschen demokratischen Traditionen bewahrten und weiterreichten, von Weimar bis Bonn. Die Männer und Frauen des ersten Landtages waren ernannt worden. Sie waren noch nicht gewählt, ihnen fehlte die demokratische Legitimation, und dennoch hatten sie eine innere Legitimation, die Legitimation des Widerstehens, des Leidens und der Verfolgung, die die Legitimation durch Wahl nicht ersetzt, aber in solchen Stunden Träger der Hoffnung eines Volkes in der Zeit des neuen Aufbruchs sein konnte.

Parkett vom 2. Oktober 1946: Da saßen Karl Arnold und Hans Böckler, Franz Blücher, Ernst Gnoss, Robert Görlinger und Josef Hofmann, da waren Fritz Henßler und Gustav Heineemann, Robert Lehr und Heinrich Lübke, Walter Menzel und Friedrich Middelhaue, Erik Nöltling und Hermann Pünder, Heinz Renner und Fritz Steinhoff, Christine Teusch, Helene Weber und Helene Wessel, und angeführt wird die Namensliste vom 2. Oktober von Konrad Adenauer, reiner Zufall des Alphabets, aber was für ein Zufall.

Daß die erste Landtagssitzung vor 40 Jahren feierlich eröffnet wurde, das neue Land in dieser Landtagssitzung gleichsam „an die Öffentlichkeit trat“, war von eindringlicher Sinnbildlichkeit, verdeutlichte die zentrale Rolle des Parlamentes in der Demokratie. Mochte der erste Landtag zunächst auch nur ein beratendes Gremium sein, allein in seiner Existenz schon war der Weg zur vollen Entfaltung hin zum Gesetzgeber angelegt. „Wort und Widerwort“ – das steht als Motto über dem Landtag von Nordrhein-Westfalen, es bestimmte schon die erste Sitzung, die sich an die feierliche Eröffnung unmittelbar anschloß. „Wort und Widerwort“, das bedeutet Kampf, Leidenschaft, Auseinandersetzung – möge es auch bedeuten „Hinhören“, „Abwägen“, „Offenheit“. „Wort und Widerwort“ sind nicht Ziel, sondern Mittel zur Findung des rechten Weges, sinnvoll nur, bleiben sie hingeordnet auf gute Ziele und Zwecke. Das verleiht der parlamentarischen Auseinandersetzung ihre „innere Würde“, der die „äußere Würde“, die geprägte Form des Regelsystems entspricht. Nach „Wort und Widerwort“ fällt in der parlamentarischen Demokratie die politische Entscheidung, und in „Wort und Widerwort“ bahnt sich oft jener Kompromiß an, der bei höchst unterschiedlichen Weg- und Zielvorstellungen die freiheitssichernde Mitte wahrt, nicht der faule Kompromiß der „Trägheit und Handlungsunfähigkeit“, sondern der Kompromiß, der erwächst „aus Selbstachtung und der Achtung vor dem anderen Seienden, sei dieses nun Person oder sei es Ding“, den uns Max Müller, der Philosoph des Kompromisses, als Ziel auch der politischen Ethik vorgestellt hat.

IV.

Die Präambel der Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen lautet: „In Verantwortung vor Gott und den Menschen, verbunden mit allen Deutschen, erfüllt von dem Willen, die Not der Gegenwart in gemeinschaftlicher Arbeit zu überwinden, dem inneren und äußeren Frieden zu

dienen, Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlstand für alle zu schaffen, haben sich die Männer und Frauen des Landes Nordrhein-Westfalen diese Verfassung gegeben.“ Wie in einem Brennglas ist in diesem Text die verfassungsrechtliche und verfassungspolitische Aufgabenkonzeption Nordrhein-Westfalens eingefangen, die uns auf die bleibend fortwirkenden „Beweggründe des Anfangs“, den „Geist des 2. Oktober 1946“ verweist. An diesem Tag schloß Ernst Gnoss, der erste Landtagspräsident, seine Eröffnungsrede mit dem von der Zustimmung aller Fraktionen begleiteten Gelöbniß: „Wir geloben, daß wir bereit sind, alles einzusetzen für den Neuaufbau eines besseren demokratischen Deutschlands der sozialen Gerechtigkeit und des Friedens und des Willens zur Völkerverständigung für alle Zeiten.“ Hier begegnet uns schon der für die politische Kultur Nordrhein-Westfalens bestimmende Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit, der später in dem dann klassisch gewordenen Satz Karl Arnolds gipfelte: „Das Land Nordrhein-Westfalen will und wird das soziale Gewissen der Bundesrepublik sein.“

Artikel 1 der Landesverfassung von 1950 beginnt mit dem Satz: „Nordrhein-Westfalen ist ein Gliedstaat der Bundesrepublik Deutschland.“ Auch dieser Gedanke, Teil eines größeren Ganzen zu sein, bestimmte schon den Anfang, gehörte zu den Gemeinsamkeiten der britischen und deutschen Reden. Hatte Sholto Douglas von der Neugründung als „einem der wesentlichsten Bestandteile des zukünftigen deutschen Staates“ gesprochen, Amelunxen in seiner Regierungserklärung vom kommenden geeinigten Deutschland, „in dem wir hier an Rhein und Ruhr eine hohe politische, kulturelle und soziale Sendung zu erfüllen haben“, so hieß es bei Gnoss: „Wir wollen in dieser Stunde aber auch aussprechen und bekennen, daß wir uns in diesem Lande Nordrhein-Westfalen auch in seiner jetzigen Gestalt nur fühlen als die Schrittmacher und die Wegbereiter und als ein Baustein zu dem großen Deutschland und dem einheitlichen deutschen Volk.“ Noch konnte am 2. Oktober niemand sagen, wann der deutsche Staat, als dessen Teil man sich schon empfand, realisiert wurde, noch zeichnete sich die „Bundesrepublik Deutschland“ nicht in Konturen ab. Aber man wußte am 2. Oktober, daß Nordrhein-Westfalen nicht nur Teil eines Ganzen war, sondern daß die Entwicklung, die dieser Teil nehmen sollte, seine materielle und geistige Binnenstabilität, die es zu gewinnen und zu sichern galt, entscheidende Bedeutung für den Zustand des Ganzen haben mußte. Die Größe der damit gestellten Aufgaben, der Überwindung von Hunger, Not und Elend, bestimmt das zweite große Motivfeld der britischen und deutschen Reden vom 2. Oktober. Natürlich gab es diese Aufgaben auch in anderen Ländern, doch sollten wir nicht ihre Potenzierung in Nordrhein-Westfalen übersehen, wenn wir ermessen wollen, was geleistet wurde. In der Einleitung zu einem Sammelband „Vierzig Jahre – Historische Entwicklungen und Perspektiven des Landes Nordrhein-Westfalen“ macht Peter Hüttenberger die Ausnahmesituation dieses Landes mit den Worten deutlich: „Die Briten plazierten das Land in eine Katastrophengesellschaft. Diese Gesellschaft ist zwar in vielfältigen Erscheinungsformen schon beschrieben worden, aber man muß doch darauf hinweisen, daß der Grad des Katastrophenzustandes hier höher war als in den meisten anderen Ländern der Westzonen, denn der Krieg hatte die städtischen Ballungsgebiete, das rheinisch-westfälische Industriegebiet, weitaus härter getroffen als die Agrarlandschaften etwa Nord- und Süddeutschlands oder Südwestdeutschlands.“

„Was geleistet wurde“ – den Anfängen sollten wir uns weniger zuwenden aus der Neugier heraus, nur zu wissen, was war, sondern mehr in dem Bemühen, auf die geschichtlich

wirkenden Kräfte zu stoßen und zu fragen, welche Bedeutung diese Kräfte auch heute noch haben. „Was geleistet wurde“, das, was man später „das Wunder des Wiederaufbaus“ und Wirtschaftswunder genannt hat, ist nur möglich gewesen, weil in Zeiten größter Not nicht Hoffnungslosigkeit und Apathie, sondern Anspannung der Kräfte und Leistung Antwort des Volkes auf die Herausforderung der geschichtlichen Lage waren. Stoßen wir aber auf Anspannung und Leistung als geschichtliche Kraft des Anfangs, so sollten wir sie auch begreifen als geschichtliche Kraft der Gegenwart und Zukunft. Auch die Schwierigkeiten unserer Zeit, die Gefährdung des Friedens, die Sicherung der Umwelt, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, ja, die ganze Sicherung des breiten sozialen Netzes werden durch Anspannung und Leistung, den „Kräften des Anfangs“, gemeistert werden können. Daß sie so bald nach dem Krieg eingebettet werden konnten in die entscheidenden Hilfen derer, die als Sieger gekommen waren und deren Hilfe nicht selbstverständlich war, das sei nicht nur dankbar vermerkt, sondern als tragendes Element einer auf Frieden stiftende Zusammenarbeit gerichteten Entwicklung gewertet, in der aus Siegern Partner im Bündnis und aus Gegnern Freunde wurden.

V.

In § 2 des Gesetzes über die Landesfarben, das Landeswappen und die Landesflagge heißt es: „Das Landeswappen zeigt in gespaltenem Schild vorne im grünen Feld einen linksschrägen silbernen Wellenbalken, hinten in rotem Feld ein springendes silbernes Roß und unten in einer eingebogenen silbernen Spitze eine rote Rose mit goldenen Butzen und goldenen Kelchblättern.“ In „gespaltenem Schild“, das ist natürlich heraldisch korrekt, hat nichts mit Schwäche oder Zwietracht zu tun, ist heraldische Tradition, gilt es doch in einem Wappen verschiedene Traditionselemente zu vereinen. Aber der Begriff weist doch auch darauf hin, daß da etwas vereint wurde, was zuvor getrennt war. Und nicht ganz von der Hand zu weisen ist die Frage, ob „gespaltenen Schild“ nur als heraldische Wendung oder auch als Ausdruck immer noch virulenter Provinzindividualitäten zu werten ist, die der Bildung eines einheitlichen Landesbewußtseins entgegenstehen.

Damit ist die Frage nach einem „nordrhein-westfälischen Landesbewußtsein“ gestellt, und ist davon die Rede, so wird nicht selten bewundernd, wenn nicht gar neidvoll auf Bayern verwiesen, das, so Karl Bosl nicht ohne Stolz, „als Land und Staat wie als Gesellschaft und Kultur nicht nur seine Gestalt in den historischen Grenzen, sondern auch seine historische Bewußtseinslage und seinen Halt deutlich spürbar bewahrt“. So wurde denn auch Bayern 1945 nicht „gegründet“, sondern, wie General Eisenhower im September 1945 ausdrücklich erklärte, als Staat „wiederhergestellt“. Verglichen damit hat Nordrhein-Westfalen zwar eine differenzierte, vielgeschichtige Geschichte seiner Teile, aber keine geschlossene, weit zurückreichende Tradition, was Theodor Heuß dazu veranlaßte, 1950 mit Blick auf Nordrhein-Westfalen von der „Traditionslosigkeit als Chance“ zu sprechen. Das Heuß-Wort leugnete nicht, daß es in unserem Land Traditionen gibt, begriff aber diese verschiedenen Traditionen nicht als Wege, die letztlich in einem Ziel zusammentreffen mußten: nämlich im Lande Nordrhein-Westfalen. Durchaus zurecht, denn es kann nicht die Rede davon sein, daß die Gründung des Landes gleichsam mit „innerer Notwendigkeit“ erfolgt sei, daß damit geschichtliche Optionen eingelöst wurden, die Bewußtseinslage in den einzelnen Teilen zur nordrhein-

westfälischen Einheit drängte. Und, gestehen wir es ruhig ein, das Land hat sich anfangs mit seiner Staatlichkeit, seiner Verfassung und erst recht mit einem Staats- und Landesbewußtsein schwer getan; nicht zuletzt geben die Beratungen zur Landesverfassung, die erst spät, am 11. Juli 1950, in Kraft trat, davon beredtes Zeugnis. Im maßgeblichen Kommentar zur Landesverfassung wird als einer der ausschlaggebenden Faktoren für die späte Verabschiedung „die Ungewißheit über den bleibenden Bestand der neugeschaffenen Länder“ angeführt, „deren künstliche Schöpfung kein echtes Staatsbewußtsein auf breiter Basis und daher auch keinen ursprünglichen Willen zur Verfassungsgebung entstehen ließ“.

„Künstliche Schöpfung“ – solche oder ähnliche Wendungen finden wir nicht selten in der zeitgenössischen Diskussion um die neuen Bundesländer, vornehmlich die sogenannten „Bindestrich-Länder“, bei denen die Diskussion immer noch nicht ganz verstummt ist, ob der Bindestrich (bei Nordrhein-Westfalen übrigens ursprünglich ein linksschräger Längsstrich) nicht doch mehr trenne denn binde. Da ist dann von Nordrhein-Westfalen als „künstlicher Synthese der britischen Besatzungspolitik“ die Rede, und es wird das Bild einer Retorte beschworen, also eines Destillationsgefäßes, in dem Nordrhein-Westfalen gleichsam destilliert worden sei. Das Bild der Retorte bemühte auch Heinz Kühn (schließlich kommt es ja darauf an, was man in ein solches Gefäß eingibt), als er, nicht ganz deckungsgleich mit der Londoner Aktenlage, meinte, Nordrhein-Westfalen sei ein Land „mehr aus der Retorte des Deutschen Geschichtsreichtums als aus der der britischen Besatzungsoportunität“, und einprägsam nannte er Nordrhein-Westfalen „ein zum Maßanzug gewordenes politisches Gebilde aus großartigen historischen Stücken“. Auch Franz Meyers, wie kaum ein anderer um die Entfaltung eines nordrhein-westfälischen Staats- und Landesbewußtseins bemüht, sprach vom „künstlichen Gebilde“ und verband damit die besorgte Frage: „Konnte sich in diesem künstlichen Gebilde überhaupt ein gemeinsames Staatsbewußtsein entwickeln?“

Durchaus fehlte es in der Vergangenheit nicht an Gemeinsamkeiten, doch war denen nicht die Kraft eines staatlich einigenden Bandes eigen. Man kann natürlich auf schon vor 1945 gegebene rheinisch-westfälische Verflechtungen verweisen, solche aus der Zeit der Industrialisierung, aus der Zeit des Nebeneinanders der beiden preußischen Provinzen oder aus noch früherer Zeit, als Kurköln weit ins Westfälische ausgriff. Steigt man tief hinunter in die Schächte der Geschichte, so läßt sich viel finden, und mir kommt in den Sinn die wahre Begebenheit von jenem trefflichen katholischen Berliner Pfarrer Gebhardt, der auf dem Sterbebett den Wunsch äußerte, auf dem alten Dahlemer Friedhof beerdigt zu werden. „Aber der ist doch evangelisch“, wandten die frommen Umstehenden ein. „Macht nichts“, meinte der wackere Gottesmann, „grabt nur tief genug, dann kommen wir schon zusammen“.

Wichtigstes Erbe der preußischen Ära ist die auch für Nordrhein-Westfalen noch typische starke kommunale Selbstverwaltung; der ansonsten jeder Übertreibung abholde Franz Steinbach sprach davon, diese starke Selbstverwaltung habe wesentlich dazu beigetragen, daß es zu Nordrhein-Westfalen als „Fortsetzung einer aus großer historischer Tiefe angelaufenen Entwicklung“ gekommen sei, was aber nicht dazu verleiten darf, die Selbstverwaltungsidee zu den Kräften zu rechnen, die auf eine Rheinländer und Westfalen umfassende und einigende staatliche Einheit, sprich Nordrhein-Westfalen, drängen.

Den Gemeinsamkeiten und Überschneidungen stehen auch Gegensätze und betonte Eigenständigkeiten gegenüber; sie leben bis heute in mannigfachen Rivalitätsproblemen fort; eine gewisse befruchtende, antreibende Kraft kann ihnen inne sein, wie nicht zuletzt die

Geschichte der nordrhein-westfälischen Hochschulgründungen der sechziger Jahre zeigt. Was aber schwerer wiegt, ist die Tatsache, daß es im Raum des heutigen Nordrhein-Westfalen keine auch nur halbwegs flächendeckende Territorialstaatlichkeit gab, die mit Fug und Recht als Vorläufer Nordrhein-Westfalens angesehen werden könnte. Schwerlich ist das vielbeschworene Landesbewußtsein im Rückgriff auf die historischen Gemeinsamkeiten zu gewinnen; weder der Rückgriff auf Kurköln noch der auf die preußische Vergangenheit besitzt identitätsfördernde Kraft. Wo heute nordrhein-westfälisches Selbstbewußtsein zu verzeichnen ist, wo sich nordrhein-westfälisches Staatsbewußtsein regt und entfaltet, da wurzelt es in der Tradition Nordrhein-Westfalens, also in dem, was in unserem Land seit seiner Gründung geschah, was nicht nur jeweils „rheinisch“ oder „westfälisch“ war, sondern „nordrhein-westfälisch“ und inzwischen zur Tradition dieses Landes zählt. Diese „Tradition Nordrhein-Westfalens“ hebt die vielen Traditionen im Lande nicht auf, führt sie auch nicht ohne weiteres fort, sondern beläßt sie in Eigenart und Eigenwert. Und ob es einmal dazu kommt, daß man vom „Nordrheinwestfälinger“ spricht? Mir ist nicht wohl bei diesem Wort. Möge es bei den Westfalen, den Rheinländern, den Kölnern und den Düsseldorfern, den Sauerländern und den Münsterländern, denen aus dem Bergischen und den Wittgensteinern bleiben. Reinrassig gibt es sie zum Glück ohnehin nicht mehr, aber bei aller Mischung hat sich doch viel Typisches als Prägendes erhalten, möge es lange so bleiben – hier in Nordrhein-Westfalen.

Im Jahre 1647, noch war der Friede zu Münster und Osnabrück nicht geschlossen, schrieb Paul Gerhard sein Lob- und Danklied „Nun danket all und bringet Ehr“. In ihm finde ich bündig die Bitte, die meine eigenen Wünsche für Nordrhein-Westfalen trägt: „Er lasse seinen Frieden ruhn auf unserem Volk und Land, er gebe Glück zu unserm Tun und Heil zu allem Stand.“

Und sollten nun die Aachener und Paderborner, die vom Niederrhein und aus dem Ravensberger Land, die Essener und Siegerländer kommen und mich fragen: „Warum hast Du von uns nicht ausdrücklich gesprochen?“, so kann ich nur sagen: „In der Tat, ausdrücklich nicht – aber nachdrücklich, sprach ich doch von Nordrhein-Westfalen.“